

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 49. Bromberg, den 2. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

So hat er es auch mit seinem Lieben gehalten. Lieben zwar sind es nie gewesen. Sondern Liebeleien.

Das Schönste an der Liebe ist das Neue an ihr. Sowie es erblaßt, hat sie Reiz und Recht verloren. Dies Neue möglichst unberührt und unversehrt zu erhalten, das ist die wichtigste und letzte aller Liebeskünste.

Aber das hat auch nicht eine einzige der Frauen vermocht, die lächelnd und tändelnd durch sein Leben gezogen sind.

Auch Locki hat ihren Höhepunkt erreicht. Und sowie er dessen inne wird, bedeutet es ihm das schnelle, befreiende Ende. „Töte, was sterben will!“ Diesen Ausspruch eines Weisen, den er irgendwo gelesen, hat er zu befolgen gesucht. Ohne jeden Gefühlsaufruhr. Aber auch ohne Härte und Grausamkeit, die seiner auf das Behagliche und Geruhige eingestellten Natur ganz und gar nicht liegen.

Freilich, daß auch mit Locki ein so schnelles Ende eintreten würde, hat er nicht gedacht.

Vielleicht wenn diese Paddelfahrt nicht gewesen wäre mit ihrem abenteuerlichen Unfall und dem seltsamen Zusammentreffen.

Und jetzt?

Jetzt sollte eine Frau mehr über ihn vermögen als alle die anderen?

Er will es vor sich selber nicht wahrhaben, will es mit seinem leicht spöttischen Lächeln, das es den Frauen immer bei ihm angetan hat, hinweglächeln.

Aber es läßt sich nicht so leicht von dannen treiben. Es ist einmal da und hält fester, als er es für möglich gehalten und als es ihm vielleicht lieb ist.

Aber schließlich ist alles Schicksal, im großen wie im kleinen, und Wollen und Können sind nichts als technische Hilfsbegriffe, die der Mensch einmal braucht, um sich und seine Art zu erhalten.

Timm, dem eine tiefere Betrachtungsweise der Welt und der Dinge sonst kaum einkommt, ist nicht wenig stolz, daß sie sich ihm heute ganz ungerufen naht, und nimmt sie als ein Zeichen, daß seine geistige Entwicklung, wiewohl ihm an der körperlichen mehr gelegen ist, aufwärtszugehen scheint.

Vielleicht kommt es auch daher, daß er nichts anderes zu tun weiß.

Denn der frohbeschwingte Puck bedarf seines pendelnden Armes nicht mehr. Er hat in dem schwellend sich aufblähenden Segel einen stärkeren Treiber.

Da ist der in den Vorfluter mündende Graben! Und da ragen aus dem Wasser die Überbleibsel der alten Schleuse empor. Das Ziel ist erreicht.

Erinnerungen steigen in ihm auf, kommen ihm vor, als gehörten sie längst vergangenen Tagen an und sind doch neu und frisch.

Diesmal wird er es besser machen!

Er zieht das kleine Segel ein, schließt sein Boot an den am höchsten aus dem Wasser steigenden Pfeiler.

Dann macht er sich auf den Weg, schneidet auch diesmal die große Straße ab und wählt den zwischen Wiesen und schon reifer und gelber gewordenen Roggenfeldern eng und anmutig sich schlängelnden Pfad.

Und wieder grüßt von drüben her das in seine grünschimmernde Umgebung lauschig sich kuschelnde Schulhaus mit dem schräg abfallenden Dach.

Aber die duftende Frühlings-Symphonie, die es damals wie eine lichte Mauer umrauschte, ist nicht mehr da. Der üppig wuchernde Flieder ist abgeblüht, das Laub der Kastanien hat eine dunklere Tönung angenommen, und der rote und weiße Dorn zeigt sich nur noch in einzelnen matt und welk gewordenen Blüten.

Ein bißchen beklommen ist ihm doch, als er jetzt an die schwere eichene Haustür pocht, denn eine Läutevorrichtung gibt es in dieser Idylle der Weltabgeschiedenheit nicht, nicht einmal einen Klopfer, wie ihn manche Danziger Tür, besonders auf dem Lande, noch als Überrest vergangener Zeiten hat.

Kein Schritt nähert sich der Tür, sie zu öffnen. Alles bleibt stumm und verschlossen.

Vielleicht ist Fräulein Brackmann wieder auf einem Schulausflug. Oder sie ist zu ihrem Bruder auf die Oberförsterei gefahren oder schwimmt auf dem Wasser.

Nun, er hat nichts zu versäumen. Er wird warten. Es kann sich ja nirgends schöner sitzen als auf der Gartenbank hier unter den schattigen Bäumen, und einmal wird sie ja doch nach Hause kommen müssen.

Einige Feldarbeiter ziehen drüben die Dorfstraße entlang. Kinder folgen, singend und lärmend. Dann und wann einmal auch ein Wagen, dessen Räder schwer durch den Sand sich wälzen.

Nun tritt eine Pause ein. Die Straße ist leer. Alles ist still, oben in der Kastanie singt ein Vogel.

Timm sitzt auf seiner Bank und wartet.

Am Himmel ziehen einige Wolken auf, graugeschuppte mit leuchtend weißen Rändern. Langsam naht der Abend, breitet schattende Flügel über die Welt des Werdens und Gedeihens, daß er wie eine still segnende Hand über der fruchtdampfenden Erde liegt.

Timm sitzt auf seiner Bank und wartet. Es ist gar keine Ungeduld in ihm. Er weiß, sie wird kommen. Er wird sie sehen.

Und wenn es noch länger währen und die silbern schimmernde Wand am Horizont mit rosig glühendem Hauch sich überziehen wird, der scheidenden Sonne das bräutliche Bett zu bereiten — es sind ja die Tage, für die es eine Nacht nicht gibt. Und hier in stillfreudiger Erwartung zu sitzen, nichts wollen, nichts denken, nur dem Spiel der abendlichen Kräfte zusehen, ist an sich Genuß.

Da, ein Surren, ganz leise, noch von weit her, aber in der zunehmenden Stille doch vernehmbar. Über den Wiesenpfad gleitet ein Rad, kein Motorrad, wie er es besitzt, ein schlicht altmodisches Fahrrad, wie er es in seinen Jungenjahren besessen, aber von leicht spielenden Pedalen so schnell getrieben, daß es im Verlauf einer Sekunde die Dorfstraße erreicht hat.

Hier ist dichter, an den Wagengleisen sogar angetürmter Sand. Die Fahrerin sitzt ab, kommt, ihr Rad langsam vor sich hinschiebend, näher, sieht jemand auf der Bank vor ihrem Hause sitzen.

Er ist aufgestanden, ihr entgegengegangen.

Nun erkennt sie ihn.

Aber es ist nicht das freudig erschreckte Staunen, nicht das herzliche Willkommen, wie er es sich in der langen Zeit des Wartens so ahnungslos und schön ausgemalt hat.

Keine Hand streckt sich ihm entgegen, kein freundlicher Gruß klingt zu ihm hinüber. Es ist, als wäre alles an ihr versiegelt, das leicht erhitzte, mit einer frischen Bräune überzogene Gesicht, das große, tiefblaue Auge, das kalt und gleichgültig über ihn hinwegsieht wie über einen wildfremden Menschen, der knospende Mund, der kein Wort findet, vielleicht nicht einmal eins sucht, die ganze Gestalt, deren geschmeidiger Wuchs ihm noch niemals so zum Bewußtsein gelangt ist wie in dieser Stunde, in der das weiche Abendlicht sie umgießt.

„Was führt Sie zu mir?" fragt sie schließlich, fragt es so kühl und geschäftlich, wie er es so manches Mal im kleinen Kontor des Vaters vernommen und wohl selber gesagt hat.

Das ist etwas viel für den siegesgewissen, seiner Haltung und seines Auftretens stets sicheren Timm. Eine Verlegenheit bemächtigt sich seiner, die er zu seinem Verdruß nicht zu unterdrücken vermag. Er murmelt etwas von dem Wunsche eines Wiedersehens, von dem Verlangen, ihr noch einmal seinen Dank abzustatten für ihre gütige Hilfe, als sie das Unglück hatten mit dem Paddelboot und sie ihnen ihr Haus öffnete, murmelt auch noch einiges andere.

Bis sie ihm in der unverändert kühlen Weise das Wort abschneidet:

„Ich glaube, Herr Vandekamp, ich sagte Ihnen schon damals, daß ich, was ich Ihnen tat, jedem anderen genau ebenso getan hätte."

Gewiß, sie hat es gesagt, und er hat es vergessen. Und es ist gewiß nicht sehr geschickt, sie daran zu erinnern, überhaupt an der ganzen Angelegenheit, die für sie etwas Selbstverständliches gewesen und die schließlich ein so peinliches Ende nahm, in diesem Augenblick zu rühren.

Er will abbiegen, auf etwas anderes kommen, und fragt: Ob sie auf ihrem Rade einen Ausflug gemacht oder vielleicht bei ihrem Bruder auf der Oberförsterei gewesen sei?

„Ich war in der Stadt, im Krankenhaus. Bei meinem Vater. Ich fahre jeden Nachmittag zu ihm."

Es ist eine unverkennbare Ablehnung. Gerade die letzten Worte, klingen sie nicht wie ein Hinweis, daß er sich nicht noch einmal die Mühe zu machen braucht, sie hier aufzusuchen?

Also ist die Hemmung, die er sich so bedeutungslos und so leicht aus dem Wege zu schaffen gedacht, doch nicht so gering und einfach, wie er in seinem unbeschwerten Gemüt geglaubt. Und er empfindet aufs neue, was ihm damals bereits zur Klarheit geworden: daß etwas zwischen ihnen steht, das wie eine Mauer vor ihnen sich auftürmt, das unbefangene Wort ihm vom Munde schneidet.

Sie hat ihr Rad an die Wand des Hauses gelehnt, nimmt jetzt oben vom Gesims der Tür einen großen Schlüssel, den sie dort aufbewahrt hat, schließt auf, wendet sich noch einmal zu ihm. Gewiß erwartet sie, daß er sich verabschieden wird.

Aber er macht nicht die geringsten Anstalten dazu.

„Wollen Sie für einen Augenblick eintreten?" fragt sie in zögernder Höflichkeit.

Diesmal deckt sie ihm nicht den Kaffeetisch, für den es wohl auch schon etwas spät ist, bietet ihm nur einen Platz, tut den kleinen, keck gebogenen Hut vom Kopfe, setzt sich ihm gegenüber.

„Warum haben Sie denn heute Ihre Begleiterin nicht mitgebracht?"

Er weiß nicht, was er aus ihrer Frage machen soll. Sie klingt so eigentümlich, nebensächlich und leichthin, aber ein fast spöttelnder Ton ist in ihr, der ihm peinlich ist.

„Sie konnte so nett erzählen, war überhaupt ein hübsches, spaßhaftes Mädchen. Schade, daß sie nicht hier ist. Sie hätte uns über die Stunde hinweggeholfen."

Deutlicher konnte sie es ihm nicht sagen. Er empfindet es sehr wohl.

Aber er verharrt auf seinem Platz, ringt mit dem Wort, das er entgegnen will, würgt es hinunter, spricht es schließlich doch:

„Weil ich mit Ihnen allein sein wollte."

Sie streicht ein hinuntergleitendes Haar aus der Stirn, als wollte sie mit ihm auch das Erröten fortstreichen, das hell und brennend in ihr aufsteigt.

„Mit mir allein, Herr Vandekamp? Ich wüßte nicht, was wir beide uns zu sagen hätten."

Nicht mehr kalt und abgemessen, nein, von einer hörbaren Zorneswelle durchflutet, kommt es von ihren Lippen.

Und wieder fühlt es Timm. Aber er ist hergekommen, Klarheit zu schaffen, um jeden Preis, und wird nicht unverrichteter Sache gehen.

„Was Sie wider mich haben, weiß ich nicht", entgegnete er nach kurzem Schweigen. „Aber aus Ihrem veränderten Verhalten von dem Augenblick an, wo ich Ihnen drüben am Fernsprecher meinen Namen nannte, kann ich nur annehmen, daß es der Vorgang in unserem Kontor gewesen ist und die Schuld, die Sie meinem alten Herrn an der Krankheit Ihres Vaters zuschreiben, die wir beide auf das tiefste bedauern."

Sie läßt ihn reden, hört ihm zu, kaum mit Aufmerksamkeit, den Kopf lässig hinabgeneigt, als erzählte er ihr irgend etwas, das sie kaum angeht.

„Mein Vater ist ein Geschäftsmann, ich möchte Sie bitten, das nicht zu vergessen. Er hat es sich zur Gewohnheit, vielleicht auch zur Pflicht gemacht, alles, was an ihn herantritt, lediglich von diesem einen Gesichtspunkt zu betrachten. So ist es denn gekommen, daß er auch den Fall Ihres Herrn Vaters von diesem Standpunkt aus behandelte."

Kein Wort. Nicht eine Silbe. Nicht einmal ein Blick. Als redete er gar nicht, als wäre er überhaupt nicht da, schweift das stillernste Auge durch das Zimmer, in das auf müden Schwingen die Abenddämmerung ihren Einzug hält.

„Dabei — Sie werden dem Sohn diese Rechtfertigung nicht verübeln —" fährt Timm, bereits merkbar entmutigt, fort, „ist er ein Mann von einwandfreier, ja, vornehmer Denkungsart, und hätte er eine Ahnung gehabt, welche unheilvollen Folgen dies Gespräch in seinem Kontor auf das Gemüt und die Gesundheit — nein, das ist unerträglich!" bricht es plötzlich und mit einer bei seinem nüchtern ruhigen Temperament ganz unerwarteten Gewalt aus ihm hervor. „So antworten Sie doch! So reden Sie! Verurteilen Sie meinen Vater, wenn Sie nicht anders können, und alles, was ich hier sagte, in den Wind gesprochen ist. Aber dies ablehnende, dies verächtliche Schweigen, das Sie mir mit einer Starrheit entgegensetzen, die ich nicht verstehe . . ."

Aus großen erstaunten Augen blickt sie ihn an. Auch ihr scheint dieser elementare Ausbruch völlig überraschend gekommen zu sein.

Dann nehmen ihre Züge wieder den fremd abwartenden Ausdruck an.

„Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen nichts zu erwidern. Da Sie mich aber herausfordern, will ich es tun."

Er sieht jenes verhaltene Zucken um ihren Mund, das ihm damals schon wehe getan.

„Sie sprechen von Ihrem Vater, suchen seine Handlungsweise zu erklären und zu entschuldigen. Ich weiß nicht, ob er im Recht war, wenn man dies Recht von einer höheren Warte sieht. Ich bin nicht berufen, über ihn zu urteilen, ja, ich frage: Was geht er mich an? Sie haben das rechte Wort gesprochen: er ist Kaufmann. Arm und bedauernswert für mich der Mann, für den zuerst der Beruf und dann der Mensch kommt!"

Er will sie unterbrechen. Mit einer kurzen Handbewegung schneidet sie ihm das Wort ab.

„Lassen Sie uns ruhig bleiben, Herr Vandekamp!" Es hat wirklich keinen Zweck, daß wir uns über Dinge erregen, in denen wir beide uns nie verstehen werden. Ich sagte Ihnen doch bereits: Ihr Vater geht mich nichts an. Mit wem ich es allein zu tun habe, das ist der Sohn." Sie sieht den Blick nicht, der in erschreckter Frage zu ihr hinüber irrt.

„Als mein Vater an jenem Vormittag völlig zerschlagen aus Ihrem Kontor zurückkehrte, mir mit abgerissenen Worten zu schildern suchte, was sich dort abgespielt, da sprach er auch von Ihnen: Wie er, von seinem alten Geschäftsfreund, auf den er Berge gebaut, kalt abgewiesen, seine letzte Hoff-

nung auf Sie gesetzt, zuversichtlich glaubte, Sie würden sich seiner Sache annehmen, würden gutmachen, was ihr Vater versäumt. Sie aber saßen da, blätterten in Ihren Briefen und Tabellen, als ginge Sie das was sich da vor Ihren Augen vollzog, nicht im geringsten etwas an, als wären Sie ein Zuschauer nur und nicht ein Mitbeteiligter an dieser Tragödie. Mit einem Wort nur hätten Sie meinen Vater aufrichten, hätten ihn vielleicht retten können. Sie sprachen es nicht."

Es ist nicht mehr die kühle Ruhe, mit der sie bisher geredet. Eine Erregung flammt durch Ihre Worte, gegen die sie die ganze Kraft ihrer Selbstbeherrschung aufzubieten sucht. Doch kann sie nicht hindern, daß sich ihr Gesicht in eine Glut von Schmerz und Zorn taucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kraftprobe.

Skizze von Ernst W. Freißler.

Den Gastwirt Georg Gröger nannten die Freunde den „Muskulaturschorschi" und Fernerstehende einfach den „starken Wirt". Das war nicht mißzuverstehen — es gab weit und breit keinen zweiten wie ihn. Der Beginn seines Ruhmes verlor sich im Halbdunkel der Legende, er war eben „schon immer" stark gewesen, wenn sich auch die „übermenschliche Gewalt" erst in den Mannesjahren eingestellt hatte.

Gesprächsweise legte er wohl auch eine geballte Faust auf den Tisch, groß wie ein mittlerer Kohlkopf, oder er ließ die Stammgäste den prallen Bizeps fühlen, zu dessen Umspannung zwei gute Manneshände nötig waren. „Prost Schorsche!" sagte dann ein Begeisterter, und die Gemeinde tat froh Bescheid.

Wer brachte den ersten Mißton in den schönen Wohlklang? Natürlich eine Frau — wie hätte es anders sein sollen! Der Wirt war lange ledig geblieben, was niemand wunder nahm: wie hätte er auch so leicht die wirklich zu ihm passende Gefährtin finden sollen! Vielleicht hatte er auch gar nicht richtig gesucht, aus einer dumpfen Vorahnung, oder aus Bequemlichkeit, oder einfach weil sein Herz, das ganz in Stärke ruhende, bislang nicht gesprochen hatte.

Zu den großen Anlässen — Preiskegeln, Stiftungsfesten, Sautänzen und dem alljährlichen Faschingsball — hatte er der alten Kellnerin, ebenso wie der noch vom Vater übernommenen Köchin eine Aushilfe gedungen, die wieder ging, sobald die Überarbeit getan war. Einmal, als die Rekordsau mit fünfeinhalb Zentnern geschlachtet wurde, — da also stellte sich vom Arbeitsamt geschickt, ein Mädchen vor, nun, eines der Mädchen, für die jeder gradsinnige Mann freudig noch zwei, drei Rippen und einiges dazu opfern würde. Groß und stark und doch nicht schwer, oh, bei weitem nicht: schlankgefesselt die langen Beine, die Schultern breiter als die kernigen Hüften, dazu ein Paar Augen unter der Stirn mit der Haarkrone, so ruhevoll selbstsicher, als müßte ihr jeder unrechte Gedanke meterweit vom Leibe bleiben.

Der Sautanz wurde ein ungeheurer Erfolg — die Wirtschaft war drei Tage proppevoll, ein Bierausschank wie im August. Danach hätte das Mädchen gehen sollen, aber der Wirt fand mit einmal, die alte Anna sei nachgerade gar zu klapperig geworden und könnte eine ständige Hilfe gut brauchen. So blieb die Neue.

Die Stammgäste hatten nur zu loben: arbeitsam war die Marie, flink, bescheiden, anständig — und dabei verstand sie einen Spaß und quietschte nicht gleich wie eine Türangel, wenn einmal . . . na ja!

Das Mädel hatte alle Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen, daß der starke Wirt darüber fast ein wenig ins Hintertreffen geriet. Vielleicht hüteten sich die Gäste auch, die Vorzüge des Hausherrn gar zu grell ins Licht zu rücken, denn wo jeder hofft, wird keiner gern gelobt.

Der Wirt brachte sich selbst in Erinnerung, als eines Abends spät ein alter Stammgast beim Bezahlen ein wenig zärtlich werden wollte: Da fuhr Gröger unvermittelt hoch, schlug mit der Faust auf die Tonbank und brüllte „Schluß", daß ein Todesschrecken über die Runde fiel. Von da an ließen es sich alle gesagt sein, daß der Wirt wegen der „Neuen" nicht viel Spaß verstand — wohl weil er selber allerlei im Sinne hatte. Genaueres erfuhr niemand — der Wirt sprach so wenig wie je, nur sein Grinsen bekam etwas Maskenhaftes.

Merkwürdig genug, schien es der Maria nicht ganz recht zu sein, daß alle nun mit einem Schlage so betonten Abstand hielten. Sie bekam eine Art, Augen zu werfen, die man anfangs nicht an ihr gekannt hatte. Bei den Älteren richtete sie damit freilich nichts aus, unter den Jungen aber wuchs ein dumpfer Aufruhr, der gegen einen minder furchtbaren Gegner als den starken Wirt sicher schnell zu offener Feindseligkeit aufgeplatzt wäre.

Niemand konnte sagen, wieviel der Wirt davon merkte, er verriet sich nicht. Die Entscheidung kam jedenfalls sehr plötzlich. An einem Montagabend — wo doch gerade die Montage sonst ganz still waren — schien plötzlich der Teufel los: Da saßen ein paar Burschen bei einer Kartenpartie, die nicht zur Ruhe zu bringen waren. Immerfort und immerfort hatte sie ihr Getue mit dem Mädel und paßten auf den Wirt und seine Künste durchaus nicht auf. Da gebot Gröger, schwer verdrossen, Schluß und Feierabend, eine volle Stunde vor der Zeit. Das Mädel stand gerade mitten im Zimmer und funkelte nur so mit den Augen von den Gästen zum Wirt und zurück, es war eine halbe Brandstiftung. Und die Burschen überlegten wirklich, ob sie folgen sollten — aber gegen das Hausrecht konnten sie doch nicht an, und so verzogen sie sich schön langsam zur Tür hinaus. Der Wirt war gleich hinter ihnen her, verschloß und verriegelte hinter dem letzten die Flurtür, drehte das Licht ab und kam ins Schankzimmer zurück, wo Marie noch die letzten Gläser spülte. Sie sah ihm mit einem seltsam schrägen Blick entgegen, vor dem er sich nur durch Grobheit zu schützen wußte: „Genug!" knurrte er, „Schau, daß du ins Bett kommst!" Und sie gehorchte sofort, doch ohne die Augen von ihm zu lassen.

Gröger schüttelte sich, als fröre ihn. Er hörte noch, wie sie sich in ihrer Kammer einschloß, dann löschte er auch im Schankzimmer das Licht und tappte in sein Schlafgemach jenseits des Flurs hinüber.

Während er aber sonst nach seinem Tagewerk in Schlaf fiel, wie ein Stein ins Wasser, mußte er sich diesmal lange herumwälzen, in einer Unruhe, nach deren Gründen er lieber gar nicht forschte.

Dabei wurde er plötzlich aufmerksam auf ein leises Geräusch im Flur und erinnerte sich sofort, daß er im Ärger vergessen hatte, auch die Hintertür zu versperren. In einer kalten Wut glitt er aus dem Bett, horchte kurz an der Tür, riß sie dann auf und stand mit einem Sprung mitten im Flur: Nichts! Wie er aber einige leise Schritte auf die Hintertür zu tat, fühlte er sich plötzlich von hinten am Halse gepackt. Es durchfuhr ihn wie eine Lähmung, nicht so sehr der Schreck an sich, als die Erkenntnis, daß es überhaupt jemand wagte, Hand an ihn zu legen. „Mich soll einer an der Gurgel packen!" stammelte er in sich hinein. „Mich!" Dabei straffte er die Halsmuskeln, merkte, daß der Würgegriff nicht weiter gefährlich war, und kämpfte nun mit dem Entschluß, die Sache zum bitteren Ende zu bringen. Sein sonst langsamer Verstand arbeitete scharf und schnell und stellte ihm die Folgen unbarmherzig vor: wenn er nun nach rückwärts nach dem fremden Handgelenk faßte, sich den ganzen Kerl über den Kopf schwang und ihn richtig auf den Boden aufschlagen ließ . . . er sah ihn förmlich daliegen. Wirbelsäule, Rippen, Arme und Beine gebrochen, Augen verdreht, Blut, Zähne und Haare überall — das Bild war so grausig, daß er aufstöhnte und sich lieber noch ein wenig würgen ließ.

Doch da flog neben ihm die Kammertür auf, Marie, noch ganz angezogen, rief von der Schwelle aus: „Was ist denn da los?" und war mit einem Satz neben ihm. Er hatte noch Zeit, sich einen Gedanken lang seines Nachtgewandes zu schämen, dann wollte er, da es nun sein mußte, den Burschen da hinten fertig machen — doch er kam nicht mehr dazu. Es klatschte fürchterlich. — „Wenn das Ohrfeigen sind, dann helf Gott!" mußte er unwillkürlich denken. Da lösten sich schon die Hände von seinem Hals, ein willenloser Körper wurde an ihm vorbeigedrängt, die Hintertür flog unter einem Fußtritt auf. Man sah gegen den Himmel, wie das Mädel sich reckte und ein Bündel Elend mit Schwung hinausfeuerte. Dann wurde die Tür zugeschlagen, der Riegel vorgestoßen, und zugleich hörte der Wirt eine seltsam weibliche Stimme fragen: „Hat er Ihnen was getan?"

Niemand weiß, was der starke Wirt darauf zur Antwort gab. Aber daß er kurz danach die Marie geheiratet hat, das steht fest. Was hätte er sonst tun sollen?

Kleines Zwischenspiel am Schalter.

Kurzgeschichte von Ernst Sachs.

Oft werden wir in ein Geschehen zwischen zwei Menschen eingeschaltet, ohne daß jene etwas von unserem Vorhandensein ahnen. Wir sitzen dabei im Dunkel, wie hinter einer Glaswand, auf der wir nur die Umrisse der Personen, die sich davor bewegen, schattenhaft abgezeichnet sehen. Und dennoch verraten uns die Schatten mehr, als uns die handelnden Figuren erzählen könnten.

Auch der alte Postbeamte saß auf solchem Posten, als diese Geschichte begann. Die Glaswand war der Schalter des Postamts, und der Postbeamte hatte sich daran gewöhnt, dahinter nur Hände zu sehen. Hände, die Briefmarken nahmen, Geld hinlegten und wieder verschwanden. Mit dienstlicher Betulichkeit und Würde tat er hier seine Arbeit. Dazwischen sagte er „Acht Pfennig, bitte ...!“ oder „Kostet Doppelporto!“ und dann „Der nächste, bitte!“

Dann hatte er noch die postlagernden Briefe zu besorgen. Wäre er neugierig gewesen, so hätte er mancherlei aus den vielen Briefen über die Menschen erfahren können, die zu den Händen gehören. Doch er war es nicht. Wenn er dennoch in diese Geschichte einbezogen wurde, so war gewiß nicht seine Neugierde daran schuld. Aber wer nur auf Hände sieht und dazu sein Leben lang eine Stimme über dem Schalter hört, dessen Sinne sind für diese beiden Dinge besonders feinfühlig geworden.

Und dann kamen die Hände, die in dieser Geschichte eine Hauptrolle spielen. Sie waren braun und klein und ein wenig zag, als sie zum erstenmal an das Schalterfenster klopften. Und fast scheu klang die Stimme dazu, als sie fragte, ob wohl Post gekommen sei. Der Postbeamte mußte leise über seine Brille lächeln, als er die ungeduldigen Hände sah. Vielleicht fiel ihm gerade etwas Nettes ein über jemanden, dem er vor langer Zeit auch einmal postlagernd geschrieben hatte — wer kann es wissen? Und so machte er sich gegen seine sonstige Genauigkeit den kleinen harmlosen Spaß, ein wenig länger in dem Stapel der Briefe zu kramen, obgleich er den gesuchten Brief darunter wußte. Aha, da wäre er ja, der Brief, meinte der Beamte dann freundlich und schob ihn den Händen zu. Dann wurde ein befreiender kleiner Seufzer hörbar, und die Stimme sagte ein freundliches Dankeschön. Eine Weile schmunzelte der Beamte vor sich hin, bis eine andere, ungeduldige Stimme Freimarken verlangte.

Die kleinen Hände aber kamen nun häufiger. Bald klang auch die Stimme vertrauter. Doch nie sah der Beamte auf das Gesicht, die jungen Hände waren ihm dafür bald wie liebe Bekannte. Auch weiterhin blieb er bei seinen dienstlichen Gepflogenheiten, wenn man davon absehen will, daß er von nun an täglich die Briefe ein wenig genauer ansah, die morgens eingingen. Und wenn ein gewisser Brief dabei war, auf dessen Umschlag kraftvolle Züge einen zarten Namen umschlossen, dann freute sich der Beamte auf die Freude, die er jenen Händen machen würde. Das „Bedaure“ hingegen, mit dem er hin und wieder Enttäuschung bereiten mußte, klang vor diesen Händen bald ein wenig wärmer, bis daraus sogar ein „Bedaure, heute nicht!“ wurde.

Eines Tages war der Brief dicker als sonst. Ein Gegenstand darin verriet sich auf dem Umschlag. Noch genauer zeigten es die Hände, als sie wiederkamen, denn am Finger blinkte ein kleiner goldener Ring. Und wenn es von einem Postbeamten verlaubt ist, zu sagen, daß er einen Brief mit Liebe erledigt, so war dies künftig hier der Fall.

Schon wartet der alte Beamte täglich auf den Brief und auf die Hände. Beide kamen mit gewohnter Pünktlichkeit. Und dabei blieb es lange Zeit.

Eines Tages aber blieb das Schreiben aus. Als es auch am nächsten und übernächsten noch nicht kam, da sagte der Beamte mit ein wenig Mitleid zu den Händen: „Bedaure, heute nicht! Vielleicht morgen!“ Und am anderen Tag mußte er es wieder sagen. Fast schämte er sich seiner kleinen Lüge, mit der er doch nur ein wenig trösten wollte. Doch als die Hände dann wiederkamen da lag der Brief schon bereit. Nur war diesmal seine Anschrift in Maschinentypen geschrieben. Und das war der letzte.

Noch einmal kamen die Hände dann zu dem Schalter, doch diesmal brachten sie einen Brief. Ein Gegenstand verriet sich darin, und als der Postbeamte auf die Finger schaute, sah er den Ring nicht mehr. Was dieser Brief wohl zu besorgen koste? fragte die Stimme. Während der Beamte sauber die Freimarken in die obere rechte Ecke des Umschlages klebte, sah er all die vielen Briefe, die er während seiner Dienstzeit in diese und andere Hände gegeben hatte. „Doppelporto!“ sagte er dann. Vierundzwanzig Pfennige rollten auf das Schalterbrett. Und dann plötzlich kam eine der kleinen braunen Hände durch das Schalterfenster und drückte eine Sekunde lang die große Hand des alten Mannes.

Sie war schuld daran, daß der Postbeamte heute keine Hände mehr sehen wollte. Obgleich sein Dienst noch nicht zu Ende war, bat er um Urlaub, schloß den Schalter, nahm Hut und Rock und ging durch die Straßen nach dem Stadtpark, in dem erstes Märzengrün den neuen Frühling ankündigte.



Bunte Chronik



Hundekameradschaft.

In Hollywood kann man jeden Nachmittag zwei Hunde langsam eine ruhige Straße entlangwandeln sehen, einen großen, der in seinem Maul die Leine hält, an die ein kleinerer Hund gekoppelt ist. Dieser kleine Hund ist blind. Er ist seit zehn Jahren in der Kolonie der Filmstars gut bekannt. Er gehört dem Schauspieler Edmund Lowe. Er erzählt von ihm: „Seine Geschichte ist zum Herzbrechen. Vor sechs Monaten entdeckte ich zum ersten Mal, daß er den Holzball, mit dem er zu spielen liebte, nicht mehr fand. Er konnte ihn nicht mehr sehen. Dadurch merkte man erst, daß er erblindet war. Zunächst dachte ich, es würde nichts weiter übrig bleiben, als ihn den Rest seiner Tage im Hause zu halten. Aber dann habe ich jenen anderen Hund darauf dressiert, den blinden zu führen und er tut das nun mit einer rührenden Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt.“

„Fünflinge“ — unter Musterschutz.

Die weltberühmten kanadischen Fünflinge von Dionne werden demnächst unter gesetzlichen Schutz gestellt werden. Es soll sich um eine Art Gebrauchsmusterschutz für die Tatsache ihrer Existenz handeln, da verschiedentlich ihre berechtigten Interessen durch Mißbrauch in der Wirtschaftswerbung verletzt worden waren. Der Wohlfahrtsminister der Regierung von Ontario, David Croß, dem zugleich die besondere Betreuung der Fünflinge übertragen wurde, hat daher einen Gesetzentwurf vorbereitet, der die unberechtigte Verwendung der Bezeichnung „Fünflinge“, einschließlich der in der Umgangssprache rasch entstandenen Koseformen, im Wirtschaftsleben verhindern will.



Lustige Ecke





Als der Feuerwehrmann auf Freiersfüßen ging!

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.